Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 2

Artikel: Warum hat die Schweiz kein Drama?
Autor: Humm, R.J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065343

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

R. J. Humm

Warum hat die Schweiz kein DRAMA?

Warum sollte die Schweiz nicht eine ähnliche dramatische Kraft hervorbringen können wie die kleinen skandinavischen Länder, da sie doch vermöge ihrer zentralen Lage geradezu prädestiniert erscheint, sich europäisch auszuwirken? Deren Volksstruktur eine Komplexität aufweist, die ganz dazu angetan ist, Gedanken anzuregen, die Gemüter über alle erdenklichen Zweifel und Gewissenskrupeln wach zu erhalten, und damit ein Spannungsverhältnis auszubilden, welches dem Berufenen neue, originelle Ausdrucksmöglichkeiten bieten sollte? Da ist ein stark veranlagtes Volksgewissen, das es seit jeher vorzog, den Fragen an den Leib zu gehen, und in der Tiefe der Herzen eine Seelenart, die es ermöglichen sollte, eine Gestalt zu erfinden, welche dieses Volkstum verkörperte, wie etwa Peer Gynt das norwegische. Warum wurde sie nicht nah und wirklich? Warum blieb es bei einem gespenstischen Ahnen? Und warum war es umgekehrt gerade Ausländern möglich, aus diesem Schweizer Gespenst etwas Brauchbares zu schaffen, so dem Iren Shaw, der uns mit seinem Kapitän Bluntschli immer noch kitzelt, um von Schiller zu schweigen, der nie in der Schweiz war?

Ja, warum? Die Antwort ist einfach, geradezu simpel. Es ist die Binsenwahrheit, die jeder dem andern zuflüstert: Die Schweizer sind eben noch nicht so reif dazu. Sie sind in Dingen der literarischen Kunst noch ziemlich unerleuchtet.

Einem Bühnenwerk tritt man entweder gar nicht (und das ziehen die meisten Schweizer eigentlich vor) oder dann mit einer instinktiven Einstellung gegenüber, die darin besteht, dass man gar nichts anderes erwartet als einen Schein, eine durch die Mittel des Stiles gewonnene geistige Verdichtung des wirklichen Lebens. Diese Einstellung finden die Schweizer auch, so bald es sich um ferne Dinge handelt. Besuchen sie das Theater der Hauptmann, Ibsen, Schnitzler, usw., so wissen sie genau, dass alles da oben als Spiel, als vieldeutiges, fein auskombiniertes Sinnspiel aufzufassen ist, und sie bewähren dabei auch die glücklichste Empfindung und keinen üblen Geschmack. Das heisst: sie stellen sich als Publikum dazu ein. Bringt ihnen aber ein eigener Schweizer aus der Schweiz ein Stück auf die Bretter, und ist es gar historischen Inhalts, so werden sie gleich eine bezahlende Volksversammlung, die natürlich nur das hören will, was ihr genehm ist, und die schon wegen ihrer merkwürdigen Schul-

bildung ein historisches Urteil mitbringt, das nie über das Mass eines gesunden Infantilismus hinausreicht. Das wirkt sich dann auch auf den Kunstgeschmack aus: Man duldet keine Masken mehr, Spiel und Schein haltet man für Betrug, man will redliche, ehrliche, tugendhafte Chronika haben. Wahrscheinlich ist auch das Publikum anders zusammengesetzt; aber jedenfalls lässt sich eine Freiheit, wie jene Shakespeares unter Elisabeth, als er die Könige Englands so plausibel hernahm, nicht mehr denken, weil diese Art Schweizer die Auffassung mitbringt, das Land ginge zugrunde, wenn man auch nur ein Tüpfelchen der hergebrachten Vorstellungen fahren liesse. Die Historie wird eine geradezu puritanische Angelegenheit. Oder liesse sich etwa denken, man dürfe den Wilhelm Tell in der drolligen Fassung einer Shaw'schen Johanna bringen? Wehe!

Aber weil wir gerade beim Humorismus sind: Der Schweizer lässt in seinem Vaterlandshumor, den er natürlich auch versteht, nur den Witz zu, nie den Geist. Etwas Witziges kann er sogar über die grundlegendsten Elemente seines Schweizertums ertragen, etwas Geistreiches nie, und das hängt mit seinem Bauerntum zusammen. Der Bauer hasst den Geist (der Kleinbürger übrigens auch), er fühlt die zersetzende Wirkung und vermag kein Antitoxin dagegen auszuscheiden, er wird grob wie Luther. Das allergewagteste, das sich in der Schweiz über den Tellstoff denken liesse, wäre, dass einer aus dem Tell einen Appenzeller machte. Und doch wäre gerade der Tellstoff allgemein menschlich interessant, weil man darin das Widerspiel zwischen bäuerischem Protestantismus und höfischer Kultur finden kann, Verwegenheit auf der einen Seite und zynische Morbidität auf der andern: Luther contra Borgia oder Macchiavell. Der Stoff ist Ausländern zu empfehlen, ein Juwel, über das für uns Schweizer ein gar strenger Hausvater wacht, der es uns verunmöglicht, es brillanter zu schleifen. Wir können uns damit trösten, dass aus nämlichen Gründen einem Strindberg der Karl XII verunglückte.

Ist es aber kein historisches, sondern ein bürgerliches Drama, das ein Landsmann aufführt, so wissen die Schweizer überhaupt nicht, was damit anfangen und wie sich dazu einstellen. Die Erfahrung lässt sie befürchten, dass sie sich einen heillos insipiden Abend aufzwingen lassen, und darin haben sie recht. Aber anstatt daraus die Konsequenzen zu ziehen, begehen sie die übliche Verwechslung der Gutmütigkeit, sich an den guten Willen zu halten und das Tiefsinnige wenigstens in der Absicht zu würdigen. So treten sie dann durch die Halle, feierlich und gemessen, als gelte es eine Abendandacht in einem Tempel. Der eine setzt eine Miene auf, als werde der Poet heute öffentlich konfirmiert, der andere erhebt sich innerlich zur Entgegennahme einer Predigt. Und dann lauschen sie, ergeben, beklommen, mit unendlichem Taktgefühl vor dem geschundenen Gott, und ist es zu Ende, dann gehen sie auseinander, stumm und heimlich, wie von einem heiklen Begräbnis. Schweigen sich aus, seufzen.

Ach, warum haben sie ihn begraben? Warum haben sie ihn nicht gesund gepfiffen? Es sollte sich eine Gilde mutwilliger Nickelkritiker bilden, dann lernten beide, Publikum und Dichter, voreinander Respekt haben.

Wie dem auch sei, Tatsache bleibt, dass jedermann genau weiss und zugibt, dass «Erschütterndes» nicht geleistet wurde. Entweder haben die Skribenten ihre Typen zu nah gesehen, den Zwicker auf der Nase und die Nase im Idiotikon, und haben sie euch dann auf die Bretter gebracht so wie sie sich realiter geben, anstatt sie zu bringen so wie sie an sich sind und der Dichter sie zu deuten hat, haben also den Personnageplutt so hingestellt, fast immer als reiner Berufstypus, Wirt, Senne, Schulmeister, und daran ein paar persönliche Eigenschaften herumbambeln lassen, die sich ausnehmen wie ein Wirtsschurz, eine Sennenkappe oder eine Schulmeisterfuchtel aus dem Bilderbuch — ohne also an den Charakter das Gehör für tiefmenschliche, untergründige Zusammenhänge anzuwenden, und hinter der Person das typische Wesen, und hinter der Eigenheit den schmerzlichen Zwang zu vernehmen — zu entdecken, wenn sie nicht laut werden wollten. Oder dann idealisierten sie die Typen im Sinne der sentimentalen Konvention, erpressten daraus aufgeblasene Trutzhelden, Panoramaschwärmer und Heimatduselsänger, wenn sie nicht gar noch bequemer vorgingen und uns, wie neulich, Handwerker, Mönche und Patrizier vorbrachten, die wunderbarerweise nichts an-

deres sein wollten, als das, was « man » sich unter Handwerker, Helden und Patrizier « halt so » vorstellt, um nicht Schlimmeres zu sagen. — Und doch sollte man denken, dass der Schweizer genau wie die übrigen Völker das Bedürfnis haben könnte, im Spiel sein Wesen tiefer ergründet zu sehen, als er von sich aus im Leben zugibt.

Sind die Bemühungen gescheitert, so trägt der Schweizer Dichter insofern die grössere Schuld als das Publikum, als er sich vom üblichen Gehabe nicht kräftig, nicht freiheitlich genug zu lösen vermochte. Er mag die Kraft haben und den Glauben. Wider den Aberglauben, in dem er aufgewachsen, scheint er nicht gefeit. Sieht er seine Ohnmacht ein, so enteilt er vorläufig lieber in Regionen, die jeder Spannung bar sind, nach Dornach, wenn nicht zum Olymp. Und jetzt kommen wir an den Kern der ganzen Sache.

In seiner Einstellung : Publikum als Volksversammlung, ähnelt der Schweizer ein wenig dem alten Griechen. Der Unterschied liegt darin, dass der Grieche einen raffinierten Kunstverstand mit ins Theater brachte und auch gewohnt war, seine Mitbürger interessanter zu beobachten. Das Ganze ist eine Frage des Lebens- und Landesstiles. Damit sich aber der schweizerische Lebens- und Landesstil in dieser Hinsicht etwas veredle, ist unbedingt notwendig, dass man einen der unausrottbarsten Aberglauben bei den Hörnern packe, die Art und Weise nämlich, wie das Volk erzogen worden ist, sein eigenes Wesen anzuschauen. Man sieht die Landsleute gar nicht, wie sie sind, sondern wie es die Konvention vorschreibt, und da diese von uns ja nur den ewig bundestreuen Alpenweibel und hoffnungslos tremolierenden Stotterich gelten lässt, so lässt sich leicht ermessen, was für die Weltgeschichte dabei herausschaut. Dieser Aberglaube, dass man nur auf diese Weise ein Schweizer sein und einen Schweizer darstellen dürfe, wirkt allgemach tragikomisch, einmal, weil er verlogen ist, dann weil er uns lächerlich macht, und zuletzt weil er mit ungetrübter Treue offiziell sanktioniert wird, ausgerechnet von oben herab unterstützt und in allen Schulen gepredigt. Es wird Aufgabe eines besondern Beitrages sein, die kümmerlichen Wirkungen dieses spezialschweizerischen Unfuges darzustellen. Einstweilen bleibe gesagt, dass diesem Stil genau dieselbe innere Posiertheit, Affektation und Verlegenheit anhaftet, wie dem deutsch-wilhelminischen unseligen Angedenkens, mit dem Unterschied, dass niemand dagegen Front macht, und er sich also ungestört überall durchfiltriert, in alle Gedanken, Formen und Lebensanschauungen, als ein Gift, das in den Gehirnfasern durchsickert und die wahre Freiheit der Anschauung zerstört. Dieser Stil ist nicht danach, ein « erschütterndes » Drama anzuregen, weder positiv bejahend, noch negativ satyrisch. Wohl aber revolutionär.

Damit kommen wir auf eine Möglichkeit. Das Schweizer Drama ist nicht, oder es ist radikal. — Einmal hat der Geist seine unerledigte Privatrache gegen die Vertreter des Souverains, die sich an ihn, in sovietistischer Gesinnung, des organisierten Eigentumdiebstahles schuldig gemacht haben, und die es also nicht das geringste Interesse hat, glimpflich zu behandeln. Ferner ist es eben dieser Geist, als Dramatiker und Tragiker der Zeit, seines Zeichens der innerliche Erdulder unterwühlter Verhältnisse

„Warum sollte die Schweiz nicht auch eine ähnliche dramatische Kraft hervorbringen“

und ein geborener Rufer zur Verantwortung, ob er es nun mit einem Louis XVI oder mit einer anderen Gattung von Souverainen zu tun hat. Der tragische Glaube ist eins mit dem Abendgefühl für das, was war und das, was kommen wird, was er gebiert, ist tiefste Geschichte, sein Herz heisst Gewissen. Und dieses Gewissen, das sich in der Schule Burckhardts gereift hat, hat es gelernt, Taten schmerzlicher Leidenschaft in die Wagschale der Jahrhunderte zu werfen, unbeirrt durch die zufälligen Komiker des Tages. Er ist zukunftsgewandt, er ergreift das Ganze der Nation, hierarchisch von oben bis unten, es liegt bei ihm, ob er die Nation für die Zukunft bejaht, oder ob er sie ganz und gar verösterreichert, aber da es jedenfalls für diese Zukunft nicht gleichgültig ist, welchen Geistes Kind und welchen Stiles Wechselbalg diese Hierarchie ist, und das Gewissen deutliche Anzeichen hat, die Kindschaft werde immer mehr des Kompromisses, so kann man sich ein Schweizer Drama allerdings ziemlich rebellisch vorstellen, und es hat wahrscheinlich nur darum noch keins gegeben. Möge es bald kommen! Die « Räuber », die man nicht auf der Bühne verträgt, die findet man oft auf den Marktplätzen wieder...

„Die Antwort ist einfach, geradezu simpel...“

Wir wollen aber in Beschaulichkeit schliessen. Es gibt nämlich Leute im Lande, die es überhaupt verneinen, dass bei den Schweizern etwas Eigentümliches je wieder entstehe. Wie zum Beispiel Italien nur aus dem Geist der Renaissance etwas zustande brächte, so die Schweiz nur aus dem Geist der Idylle. Die grosse Leidenschaft bleibe ihr versagt, Beschaulichkeit sei ihr Wesen, Epik ihr Ornat, und sei die Konjunktur hiefür vorbei, so gäbe es nur ein dekadentes Nachgewimmer auf Nimmerwiedersehen. Von Drama also überhaupt keine Rede, es schicke sich zwar wohl, aber wie von Chimären und Utopia. Uebrigens auch aus andern Gründen. Erstens fehle es im Herzen der Schweizer an Problematik — sie seien viel zu zufrieden, und dann, hätten sie auch welche, sie behielten sie wohlweislich für sich. Es seien Eigenbrödler, stumm geboren, ungelenk in Gefühlssachen, hoffnungslos vierschrötig, unsensibel, « undifferenziert ».

Das ist nicht wahr, und wäre es wahr, so wäre das noch kein Grund; denn das Urprinzip der Literatur ist, aus seiner Not eine Tugend zu machen, und somit sollte etwas zustande kommen, so oder so. Was aber die Problematik betrifft und dass die Schweizer keine besässen, so ist diese Meinung so charakteristisch für die Erfindungsgabe eines durchschnittlichen Schulmeistergehirns, dass man sie mit der einfachsten Methode bekämpft. Man macht sie lächerlich. Der Einwand wegen der Stummheit hat allerdings seine verflixte Richtigkeit, da es schwer hält, einen Dialog zustande zu bringen unter Leuten, die einander am liebsten den Hosenboden zukehren und die nur mit Himmelsgewalt von den szenischen Türen abzulenken sind. Aber der echte Dramatiker dürfte, als Realist, der nicht weit zu suchen braucht, ausgerechnet diese beiden Einwände zu seiner Hauptthese

verwerten. Er wird also den Schulmeister auf den Brettern ad absurdum führen und ihn mit den unheimlichsten Revelationen überraschen, wie bunt und unbotmässig er im Grunde zusammengestellt ist, bis jener über die schreckliche Entdeckung, dass er trotz aller Mühe einen interessanten Bühnentypus abgegeben hat, paradoxal verzweifelt. Und daneben wird er in aller Kühle das Phantom der Stummheit beschwören, dieses echteste und universellste der schweizerischen Gespenster, die Tragödie des Schweigens und des Sich-nicht-aussprechen-könnens, die schwermütigste, geistreichste und tiefsinnigste, welche Narren, Säufer und Aestheten macht aus verhaltener Zartheit und Trunkenheit. Ein Ausländer hat sie schon einmal bei uns geschrieben, der Deutsche Georg Büchner in seinem Wozzek. Sein Modell findet man noch heute in den Gassen des Limmatquartiers; auch er geht herum, un personaggio in cerca d'autore.

Bürdeli träge

Weisch, wie häm mer als Chinde gseit:
„Bürdeli träge
Niemerem säge!"
Gäll, wie isch es au lustig gsi!
Siderhär häm mer meh Glägeheit
Bürdeli z'träge,
Niemerem z'säge.
Luege aber ganz anders dry.

G. Kieser.